

DAVID HUME

Politische und ökonomische Essays

Übersetzt von Susanne Fischer

Mit einer Einleitung herausgegeben von

Udo Bernbach

Teilband 2

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 405b

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-0773-9

ISBN eBook: 978-3-7873-2628-0

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1988. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

www.meiner.de

INHALT

Teilband 2 (PhB 405b)

DAVID HUME: POLITISCHE UND ÖKONOMISCHE ESSAYS

David Hume

Über Handel	175
Über Verfeinerung in den Künsten	191
Über Geld	205
Über Zinsen	219
Über die Handelsbilanz	232
Über den Argwohn im Handel	251
Über das Machtgleichgewicht	255
Über Steuern	266
Über Staatskredit	273
Über einige bemerkenswerte Traditionen	291
Über den ursprünglichen Vertrag	301
Über passiven Gehorsam	325
Über die Parteienkoalition	329
Die Idee einer vollkommenen Republik	339
Namenregister	359
Sachregister	363

Angaben zum Teilband 1 (PhB 405a) siehe Rückseite

Teilband 1 (PhB 405a)

Einleitung, von Udo Bernbach	VII
Die Ausgaben der ›Essays‹. Von Udo Bernbach	XLVII
Vorbemerkung	
zur Übersetzung, Von Susanne Fischer	LV
Literaturverzeichnis	LVII

David Hume

Über die Pressefreiheit	1
Daß Politik sich auf eine Wissenschaft reduzieren lasse	7
Über die ursprünglichen Prinzipien der Regierung	25
Über den Ursprung der Regierung	31
Über die Unabhängigkeit des Parlaments	36
Zur Frage, ob die britische Regierung mehr zu absoluter Monarchie oder zu einer Republik tendiert	44
Über Parteien im allgemeinen	51
Über die Parteien in Großbritannien	61
Über Aberglaube und Enthusiasmus	77
Über Würde und Gemeinheit der menschlichen Natur ...	86
Über bürgerliche Freiheit	94
Über Redekunst	106
Über Aufstieg und Fortschritt der Künste und Wissenschaften	122
Über nationale Charaktere	154

Über Handel

Der größte Teil der Menschheit läßt sich in zwei Klassen unterteilen, nämlich oberflächlich Denkende, die der Wahrheit hinterher hinken und verworren Denkende, die darüber hinausgehen. Letztere sind mit Abstand die seltensten, und ich darf vielleicht hinzufügen, auch bei weitem die nützlichsten und wertvollsten. Sie geben zumindest Hinweise und werfen Probleme auf. Vielleicht mangelt es ihnen an Geschick, diese Probleme weiterzuverfolgen, doch können große Entdeckungen daraus hervorgehen, wenn Männer einer angemessenen Denkungsart sich damit beschäftigen. Im schlimmsten Fall sind ihre Aussagen unverständlich und wenn es auch einige Mühe kostet, sie zu verstehen, so hat man gleichwohl das Vergnügen, etwas Neues gehört zu haben. Ein Autor wird wenig geschätzt, wenn er uns nur erzählt, was wir auch in jeder Kaffeehausunterhaltung erfahren können.

Alle oberflächlich Denkenden verleumden gerne auch diejenigen mit fundierten Kenntnissen als verworren Denkende, als Metaphysiker und Grübler, und halten nichts für berechtigt, das über ihr eigenes geringes Verständnis hinausgeht. Ich gestehe, daß es Fälle gibt, in denen außerordentliche Grübeleien in den starken Verdacht gerät, falsch zu sein und in denen man nur einer naturgemäßen und einfachen Argumentation vertrauen sollte. Wenn ein Mann über sein Verhalten in einer besonderen Angelegenheit nachdenkt und Pläne zu Politik, Handel, Wirtschaft oder irgendeinem Vorhaben im Leben macht, sollten seine Argumente nie spitzfindig werden oder eine allzu lange Kette von Folgerungen aneinanderreihen. Mit Sicherheit wird etwas geschehen, das diese Argumentation durcheinander bringt und zu einem völlig anderen Ergebnis führt, als er erwartet hatte. Wenn wir jedoch zu allgemeinen Themen argumentieren, so läßt sich mit Recht behaupten, daß unsere Spekulationen kaum jemals zu fein sein können, sofern sie berechtigt sind, und daß der Unterschied zwischen einem einfachen und einem genialen Mann in

erster Linie an der Oberflächlichkeit oder der Tiefsinnigkeit der Prinzipien sichtbar wird, auf die sie sich stützen. Allgemeine Argumentationen erscheinen schon deshalb kompliziert, weil sie allgemein sind. Zudem ist es für den überwiegenden Teil der Menschheit nicht einfach, in einer großen Zahl von Einzelfällen jenen allgemeinen Faktor zu bestimmen, in dem sie alle übereinstimmen und diesen rein und unvermischt von den anderen, überflüssigen Faktoren zu trennen. Jedes Urteil und jede Schlussfolgerung ist bei ihnen ein Einzelfall. Sie können ihr Blickfeld nicht auf jene allgemeinen Lehrsätzen erweitern, der eine unendliche Zahl von Individuen folgen, und die eine ganze Wissenschaft in einem einzigen Theorem zusammenfassen. Ihr Auge wird durch eine so weitreichende Aussicht verwirrt, und die Schlüsse, die daraus gezogen werden, erscheinen ihnen kompliziert und unklar. Allgemeine Prinzipien mögen zwar sehr kompliziert erscheinen, doch werden sie sich, sofern sie berechtigt und fundiert sind, mit Sicherheit im allgemeinen Lauf der Dinge durchsetzen, auch wenn sie in einzelnen Fällen versagen, und es ist ja die Hauptaufgabe der Philosophen, den allgemeinen Lauf der Dinge zu beobachten. Ich darf hinzufügen, daß dies auch die Hauptaufgabe von Politikern ist, vor allen Dingen in der Innenpolitik des Staates. Dort ist das öffentliche Wohl ihr Ziel oder sollte es zumindest sein, und das ist abhängig vom Zusammenreffen einer Vielzahl von Faktoren und nicht – wie in der Außenpolitik – von Zufällen oder Glücksfällen und den Launen einiger Weniger. Daher rührt also der Unterschied zwischen besonderen Überlegungen und allgemeiner Argumentation, und das läßt Spitzfindigkeiten und Grübeleien bei letzterer viel eher angebracht sein als bei der zuvor genannten.

Ich hielt diese Einleitung für nötig, bevor ich zu den folgenden Abhandlungen¹ über Handel, Geld, Zinsen, Handelsbilanz etc. übergehe, in denen vielleicht einige ungewöhnliche Prinzipien vorkommen, die zu raffiniert und spitzfindig für ein solch gewöhnliches Thema erscheinen könnten. Sind sie falsch, so sollte

¹ *Ausgaben H-M*: »Abhandlungen über Handel, Luxus, Geld, Zinsen, etc. . . .

man sie verwerfen, doch niemand sollte ein Vorurteil gegen sie hegen, nur weil sie nicht der allgemeinen Tendenz entsprechen.

Die Größe eines Staates und das Glück seiner Untertanen mögen zwar in mancher Hinsicht unabhängig voneinander sein, doch sie gelten in Hinsicht auf Handel im allgemeinen als untrennbar. Für ihr Gewerbe und ihren Reichtum genießen Privatleute durch die Macht des Gemeinwesens größere Sicherheit, so daß diese Macht im Verhältnis zur Ausdehnung des Handels von Privatleuten steigt. Diese Maxime ist im allgemeinen richtig, doch ich kann nicht umhin anzunehmen, daß sie möglicherweise Ausnahmen zuläßt und daß wir sie häufig zu unbedacht und zu unumschränkt aufstellen. Unter bestimmten Umständen können Handel, Reichtum und Luxus von Individuen nicht etwa das Gemeinwesen stärken, sondern vielmehr dessen Armeen schwächen und dessen Autorität unter den benachbarten Nationen schmälern. Der Mensch ist ein sehr flexibles Wesen und für viele verschiedene Meinungen, Prinzipien und Verhaltensregeln empfänglich. Was wahr sein mag, solange er Anhänger der einen Denkungsart ist, wird er falsch finden, sobald er entgegengesetzte Systeme von Sitten und Meinungen angenommen hat.

Der größte Teil jedes Staates läßt sich in Bauern und Handwerker unterteilen. Die erstgenannten sind mit der Kultivierung des Bodens beschäftigt und liefern die Materialien, die letztere zu all jenen Waren verarbeiten, die für das menschliche Leben unerläßlich sind oder die es angenehm machen. Sobald die Menschen ihr primitives Dasein aufgeben, in dem sie vornehmlich von Jagd und Fischfang lebten, fallen sie zwangsläufig in diese beiden Klassen, obwohl der größte Teil der Gesellschaft zunächst in den Künsten der Landwirtschaft beschäftigt ist.² Zeit

² In seinem politischen Essay zum Handel behauptet Ms. Melon [Jean-Francois Melon (1675–1738/9), *Essai politique sur le commerce*, 1734.], daß die Bevölkerung Frankreichs zu 80% aus Bauern und Landarbeitern, 10% Handwerkern, 5% Angehörigen der Jurisdiktion, der Kirche und des Militärs und weiteren 5% Kaufleuten, Finanziers und

und Erfahrung verbessern diese Künste so stark, daß der Boden leicht eine viel größere Zahl von Menschen ernähren kann, als diejenigen, die direkt mit seiner Kultivierung beschäftigt sind oder diejenigen, die für diese Beschäftigten die notwendigsten Waren liefern.

Diese überschüssigen Hände könnten sich den schöneren Künsten widmen, die man im allgemeinen die luxuriösen Künste nennt und damit zum Glück des Staates beitragen, indem sie vielen die Möglichkeit zu Vergnügen bieten, die ihnen sonst unbekannt geblieben wären. Könnte nicht dennoch ein anderer Plan für die Beschäftigung dieser überschüssigen Hände unterbreitet werden? Könnte nicht der Souverän sie beanspruchen, um sie in Flotten und Armeen zu beschäftigen und so die Kolonien des Staates in Übersee zu vergrößern und dessen Ruhm in entfernten Nationen zu verbreiten? Je weniger Wünsche und Bedürfnisse die Grundeigentümer und Bauern haben, desto weniger Hände werden sie sicherlich beschäftigen, folglich werden die Überschüsse des Landes nicht Händler und Handwerker unterhalten, sondern Flotten und Armeen in viel größerem Ausmaß unterstützen, als dies möglich wäre, wenn der Luxus einzelner Personen nur durch sehr viele Künste befriedigt werden könnte. Darin also scheint eine Art Gegensatz zwischen der Größe eines Staates und dem Glück des Untertanen zu bestehen. Ein Staat ist dann am größten, wenn alle überschüssigen Arbeitskräfte im Dienst der Öffentlichkeit beschäftigt sind. Behaglichkeit und Bequemlichkeit von Privatpersonen machen die Beschäftigung dieser Hände in deren Dienst erforderlich. So kann das eine nur auf Kosten des anderen geschehen. So wie der Ehrgeiz des Souveräns den Luxus einzelner beeinträchtigt, wird der Luxus einzelner die Kraft des Souveräns schwächen und seinen Ehrgeiz zügeln.

Großbürgern bestehe. Diese Berechnung ist mit Sicherheit völlig falsch. In Frankreich, England und wohl den meisten Teilen Europas lebt die Hälfte der Einwohner in Städten. Auch die Landbevölkerung besteht zu mehr als einem Drittel aus Handwerkern.

Diese Argumentation ist auch nicht nur schimärisch, sondern gründet auf Geschichte und Erfahrung. Die Republik von Sparta war sicherlich mächtiger als jeder Staat mit der gleichen Anzahl von Menschen in der heutigen Welt, und dies ist einzig und allein auf das Fehlen von Handel und Luxus zurückzuführen. Die Heloten waren die Arbeiter, die Spartaner die Soldaten oder Gentlemen. Die Arbeit der Heloten hätte so viele Spartaner offensichtlich nicht unterhalten können, wenn diese behaglich und angenehm gelebt und viele verschiedene Händler und Handwerker beschäftigt hätten. Die gleiche Politik läßt sich in Rom beobachten. Tatsächlich ist in der gesamten antiken Geschichte festzustellen, daß die kleinsten Republiken größere Armeen aufgestellt und unterhalten haben, als Staaten mit der dreifachen Anzahl von Einwohnern heutzutage halten können. Man hat errechnet, daß in allen europäischen Nationen das Verhältnis von Soldaten zu Einwohnern 1 : 100 nicht übersteigt. Dennoch lesen wir, daß allein die Stadt Rom mit ihrem kleinen Gebiet in frühen Zeiten zehn Legionen gegen die Latiner aufstellte und unterhielt. Athen, dessen Kolonien insgesamt nicht größer waren als York-shire, entsandte zum Feldzug gegen Sizilien fast vierzigtausend Mann.³ Man sagt, daß Dionysios der Ältere ein stehendes Heer von einhunderttausend Fußsoldaten und zehntausend Reitern neben einer großen Flotte von vierhundert Schiffen unterhielt⁴, obwohl sein Gebiet nicht mehr als die Stadt Syracus, etwa ein Drittel der Insel Sizilien, einige Hafenstädte und Garnisonen an den Küsten Italiens und Illyriens umfaßte. Es trifft zu, daß die Armeen der Antike in Kriegszeiten viel von Plündereien lebten,

³ Thukydides, 7. Buch, 75. [Thukydides (460/455–400 v. Chr.), Historiker des peloponnesischen Krieges – zwischen Athen und Sparta (431–404) – und Begründer einer politisch-wissenschaftlichen Geschichtsschreibung.]

⁴ Diodorus Siculus, 2. Buch, 5. Kap. Ich behaupte, daß dieser Bericht etwas verdächtig ist, um nichts schlimmeres zu sagen, und dies in erster Linie, weil diese Armee nicht aus Bürgern bestand, sondern aus Söldnertruppen. [Diodoros aus Agyrion (Sizilien), lebte zur Zeit Caesars; schrieb eine Universalgeschichte in 40 Bänden von der Entstehung der Welt bis zur römischen Eroberung Britanniens (54 v. Chr.)]

doch der Feind plünderte seinerseits ja auch! Diese Art, Steuern zu erheben, ist ruinöser als jede andere, die erdacht werden könnte. Kurz gesagt, läßt sich neben dem Fehlen von Handel und Luxus kein weiterer einleuchtender Grund für die Überlegenheit der antiken Staaten gegenüber den modernen finden. Durch die Arbeit der Bauern wurden wenige Handwerker unterhalten, und deshalb konnten mehr Soldaten davon leben. Livius behauptet, daß Rom zu seinen Lebzeiten Schwierigkeiten gehabt hätte, eine Armee von der gleichen Größe wie jene aufzustellen, die sie in ihren Anfängen gegen die Gallier und die Latiner entsandt hatte.⁵ An die Stelle der Soldaten, die zu Zeiten des Camillus⁶ für Freiheit und Kaiserreich gekämpft hatten, traten in den Tagen des Augustus Musiker, Maler, Köche, Schauspieler und Schneider. Wenn der Boden in beiden Perioden auf die gleiche Art kultiviert wurde, so konnte er mit Sicherheit die gleiche Anzahl von Menschen in dem einen Beruf ebenso wie in dem anderen ernähren. Beide trugen – in der späteren Periode mehr noch als in der früheren – nichts zu den reinen Lebensnotwendigkeiten bei.

In dieser Situation drängt sich die Frage auf, ob Souveräne nicht zu den Maximen der antiken Politik zurückkehren und in dieser Hinsicht ihr eigenes Interesse mehr beachten sollten als das Glück ihrer Untertanen? Meine Antwort darauf lautet, daß mir dies beinahe unmöglich erscheint, und zwar weil die antike Politik grausam war und dem eher natürlichen und gewöhnlichen Lauf der Dinge widersprach. Es ist hinreichend bekannt, mit welch eigenartigen Gesetzen Sparta regiert wurde, und wer die menschliche Natur danach beurteilt, wie sie sich in anderen Nationen und zu anderen Zeiten dargestellt hat, muß diese Republik für ein wahres Wunder halten. Wäre das Zeugnis

⁵ Bei Titus Livius, 7. Buch, 25. Kapitel heißt es: »Adeo in quae laboramus sola crevimus, divitias luxuriemque.« [»So sehr sind wir nur in den Dingen gewachsen, an denen wir krankten, im Reichtum nämlich und Luxus.« Übersetzung zitiert nach: Titus Livius, Römische Geschichte seit Gründung der Stadt, 2. Band, Berlin/Weimar 1978, hier S. 108.]

⁶ [Marcus Furius Camillus, geb. 365 v. Chr., röm. Konsulartribun und Diktator.]

der Geschichte nicht so eindeutig und detailliert, so erschiene eine solche Regierung als bloße philosophische Grille und Utopie, die niemals verwirklicht werden könnte. Obwohl die römische und andere Republiken der Antike auf etwas naturgemäßerem Prinzipien beruhten, war doch ein außerordentliches Zusammentreffen von Umständen nötig, damit sie sich solch schweren Belastungen unterwarfen. Sie waren freie Staaten, sie waren klein, und in jenen kriegesischen Zeiten waren all ihre Nachbarn ständig kampfbereit. Freiheit belebt vor allem in kleinen Staaten von Natur aus den Gemeinsinn. Dieser Gemeinsinn oder *amor patriae* wird zunehmen, wenn die Öffentlichkeit fast ständig in Alarmbereitschaft ist und die Männer zu seiner Verteidigung jederzeit den größten Gefahren ausgesetzt sein können. Eine ständige Folge von Kriegen macht jeden Bürger zum Soldaten, denn jeder zieht irgendwann ins Feld und sorgt während seines Dienstes hauptsächlich selbst für seinen Unterhalt. Tatsächlich ist dieser Dienst mit einer hohen Steuer zu vergleichen, doch ein kriegesisches Volk empfindet dies weniger, denn es kämpft mehr für Ehre und Vergeltung als für Geld, und kennt Gewerbe und Profit ebenso wenig wie Vergnügen.⁷ Hinzu

⁷ Die Römer der früheren Zeiten lagen ständig mit all ihren Nachbarn im Kriege, und im alten Latein bedeutet der Begriff ›hostis‹ zugleich ›Fremder‹ und ›Feind‹. Cicero bemerkt dies, doch er schreibt es der Menschlichkeit seiner Vorfahren zu, die die Benennung des Feindes dadurch soweit wie möglich abschwächten, daß sie ihm eine Bezeichnung gaben, die ›Fremder‹ bedeutete. Vom rechten Handeln, 1. Buch, 12. Gemäß der Sitten jener Zeit ist jedoch wahrscheinlicher, daß dieses Volk wegen seiner großen Streitlust alle Fremden als Feind betrachtete und sie beim selben Namen nannte. Es wäre auch mit den allgemeinsten Maximen der Politik oder der Natur nicht vereinbar, wenn ein Staat seine Feinde mit freundlichen Augen betrachten oder solche Gefühle für sie hegen würde, wie der römische Redner seinen Vorfahren zuschreiben möchte. Hinzu kommt, daß die Römer der früheren Zeiten tatsächlich Piraterie trieben, wie aus ihren ersten Verträgen mit Karthago ersichtlich ist, die im dritten Buch des Polybios enthalten sind. Folglich lagen sie wie die Piraten von Tunis und Algier tatsächlich mit den meisten Nationen im Krieg, so daß ein Fremder und ein Feind für sie beinah das Gleiche waren.

kommt, daß die Vermögen der Einwohner in den Republiken der Antike weitgehend gleich hoch waren. Dort gehörte jedes Feld einem anderen Besitzer und konnte eine Familie ernähren. Damit stieg die Zahl der Einwohner auch ohne Handel und Handwerk bedeutend.

Das Fehlen von Handel und Handwerk mag zwar bei einem freien und sehr kriegerischen Volk vielleicht manchmal keinen anderen Effekt haben als das Gemeinwesen mächtiger zu machen, doch im normalen Gang menschlicher Angelegenheiten wird es mit Sicherheit eine völlig gegenteilige Wirkung haben. Ein Souverän muß die Menschheit akzeptieren, wie er sie vorfindet und kann keine gewaltsamen Veränderungen in ihren Prinzipien und Denkweisen vornehmen. Erst nach langer Zeit und nach den verschiedensten Zufällen und Ereignissen können jene großen Revolutionen erfolgen, die den menschlichen Angelegenheiten so verschiedenartige Gestalt geben. Ein Gesetzgeber wird umso mehr Schwierigkeiten bei der Durchsetzung und Kultivierung eines Systems von Prinzipien haben, auf dem eine bestimmte Gesellschaft beruht, je weniger naturgemäß diese Prinzipien sind. Seine Politik sollte am besten darin bestehen, sich den allgemeinen Neigungen der Menschheit anzupassen und ihr alle Verbesserungen angedeihen lassen, für die sie empfänglich ist. Dem natürlichsten Lauf der Dinge entsprechend steigern Gewerbe, Künste und Handel die Macht des Souveräns ebenso wie das Glück der Untertanen und Politik ist dann gewaltsam, wenn damit das Gemeinwesen durch die Armut Einzelner gefördert wird. Dies wird aus einigen Überlegungen ganz deutlich, die uns die Folgen von Faulheit und Barbarei vor Augen führen werden.

Wo Handwerk und mechanische Künste nicht gepflegt werden, muß sich der größte Teil der Menschen der Landwirtschaft widmen. Wenn deren Geschick und Fleiß zunehmen, muß aus ihrer Arbeit ein großer Überschuß entstehen, der über das hinausgeht, was zu ihrem Unterhalt genügt. Sie sind daher nicht versucht, ihr Geschick und ihren Fleiß zu vergrößern, denn sie können diesen Überfluß nicht gegen Waren eintauschen, die ihrem Vergnügen oder aber ihrer Eitelkeit dienlich sein könnten.

Die Gewohnheit des Müßiggangs nimmt zwangsläufig überhand. Der größte Teil des Bodens wird nicht kultiviert. Was kultiviert wird, erbringt aus Mangel an Geschick und Sorgfalt bei den Bauern nicht den größtmöglichen Ertrag. Wenn das Gemeinwesen irgendwann in eine Notlage geriete und eine große Anzahl von Menschen in seinem Dienst beschäftigt werden müßte, so wären keine Überschüsse aus der Arbeit vorhanden, mit denen diese Anzahl unterhalten werden könnte. Die Landarbeiter können nicht so plötzlich geschickter und fleißiger werden. Unkultivierter Boden kann einige Jahre lang nicht bestellt werden. Die Armeen müssen derweil entweder schnelle und gewaltsame Eroberungen machen oder sich aus Mangel an Mitteln zum Unterhalt auflösen. Geregelter Angriff oder Verteidigung kann daher von einem solchen Volk nicht erwartet werden, und seine Soldaten werden so unwissend und ungeschickt sein wie seine Bauern und Handwerker.

Alles in der Welt wird durch Arbeit erkaufte und nur unsere Leidenschaften sind der einzige Anlaß zu arbeiten. Wenn eine Nation Handwerk und mechanische Künste im Überfluß hat, studieren Grundeigentümer ebenso wie Bauern Landwirtschaft wie eine Wissenschaft und verdoppeln ihren Fleiß und ihre Aufmerksamkeit. Der Überschuß aus ihrer Arbeit ist nicht verloren, sondern wird gegen Waren für jene Annehmlichkeiten getauscht, die der Luxus die Menschen nun schätzen läßt. Dadurch bringt der Boden sehr viel mehr von den Lebensnotwendigkeiten ein, als diejenigen brauchen, die ihn kultivieren. In Zeiten des Friedens und der Beschaulichkeit dient dieser Überschuß zum Unterhalt von Handwerkern und Wegbereitern in den freien Künsten. Doch das Gemeinwesen kann ohne Schwierigkeiten viele von diesen Handwerkern zu Soldaten machen, und sie durch jenen Überfluß unterhalten, der aus der Arbeit der Bauern entsteht. Entsprechendes ist tatsächlich in allen zivilisierten Regierungen der Fall. Der Souverän stellt eine Armee auf, und was ist die Folge? Er erhebt eine Steuer. Diese Steuer zwingt alle Menschen zum Verzicht auf die Dinge, die für ihren Lebensunterhalt weniger wichtig sind. Diejenigen, die solche Waren herstellen, müssen entweder den Truppen beitreten oder sich der Landwirt-

schaft zuwenden und dadurch einige Landarbeiter aus Mangel an Umsatz zum Eintritt zwingen. Abstrakt betrachtet, vergrößern Handwerker die Macht eines Staates nur, indem sie einen Vorrat an Arbeit schaffen, den das Gemeinwesen in Anspruch nehmen kann, ohne jemanden damit des Lebensnotwendigen zu berauben. Je mehr Arbeit daher über das Notwendigste hinaus für andere Dinge eingesetzt wird, desto mächtiger ist ein Staat. Die Menschen, die mit dieser Arbeit beschäftigt sind, können nämlich leicht im Dienst der Öffentlichkeit eingesetzt werden. In einem Staat ohne Handwerker mag es zwar die gleiche Zahl an Händen geben, doch es gibt weder die gleiche Menge noch die gleiche Art von Arbeit. Alle Arbeit wird dort auf Notwendigkeiten verwandt, deren Herstellung kaum oder gar nicht eingeschränkt werden darf.

Die Größe des Souveräns und das Glück des Staates sind daher in Hinsicht auf Handel und Handwerk eng verbunden. Es ist gewaltsam und in den meisten Fällen undurchführbar, wenn man einen Landarbeiter zu großer Anstrengung zwingen wollte, damit er aus dem Boden mehr erntet, als er für den eigenen Unterhalt und den seiner Familie braucht. Stellt Waren und Bequemlichkeiten bereit, und er wird es von allein tun. Danach wird man ohne Schwierigkeiten einen Teil seiner überschüssigen Arbeit beanspruchen und ohne den erhofften Gewinn im Dienst der Öffentlichkeit einsetzen können. An Fleiß gewöhnt, wird er dies weniger schmerzlich finden, als wenn man ihn von Anfang an zu mehr Arbeit ohne jeden Gewinn gezwungen hätte. Dies gilt auch für die anderen Mitglieder des Staates. Je größer der Vorrat an Arbeit jeglicher Art ist, desto mehr kann von dem Haufen ohne eine spürbare Veränderung entnommen werden.

Man muß gestehen, daß ein öffentlicher Kornspeicher, ein Speicher für Kleidung und ein Waffenmagazin wahren Reichtum und wahre Stärke eines Staates bedeuten. Handel und Gewerbe sind in Wahrheit nichts anderes als ein Vorrat an Arbeit, der in Zeiten des Friedens und der Beschaulichkeit zur Bequemlichkeit und Befriedigung einzelner dient, doch in Notlagen des Staates teilweise zum Nutzen des Gemeinwesens verwandt werden kann. Wenn man eine Stadt zu einer Art befestigtem Lager um-

bauen und in jedem Herzen einen so kriegerischen Geist und solch eine Leidenschaft für das öffentliche Wohl entfachen könnte, daß jeder für das Gemeinwesen freiwillig die größten Härten auf sich nehmen würde, dann wären diese Gefühle wie in der Antike ein ausreichender Ansporn für Fleiß und könnten die Gemeinschaft erhalten. In diesem Fall wäre es von Vorteil, wenn man – wie in Lagern – alle Künste und allen Luxus verbieten sowie Ausrüstung und Verpflegung einschränken würde, so daß Vorräte und Futtermittel länger ausreichen, als wenn die Armee mit einem überflüssigen Troß belastet wäre. Diese Prinzipien sind jedoch zu uneigennützig und zu schwer durchzusetzen, und die Menschen müssen daher durch andere Leidenschaften regiert und mit dem Geist der Habsucht, des Fleißes, der Kunst und des Luxus erfüllt werden. In diesem Fall wäre das Lager durch einen überflüssigen Troß belastet, doch im Verhältnis dazu strömen auch mehr Vorräte herein. Die Harmonie des Ganzen bleibt erhalten, und da der natürlichen Neigung des Geistes stärker entsprochen wird, kommen bei der Beachtung dieser Maximen Individuen ebenso wie das Gemeinwesen auf ihre Rechnung.

Die gleiche Argumentationsmethode wird uns die Vorteile ausländischen Handels verdeutlichen, welcher die Macht des Staates ebenso wie den Reichtum und das Glück der Einwohner vergrößert. Der Vorrat an Arbeit in der Nation vergrößert sich dadurch, und der Souverän kann einen so großen Teil davon im Dienst der Öffentlichkeit einsetzen, wie er für nötig hält. Der Außenhandel liefert durch seine Importe Material für neue Handwerke, und durch den Export schafft er Arbeit in bestimmten Waren, die zuhause nicht verbraucht werden können. Kurz gesagt, in einem Königreich mit umfangreichem Import und Export herrscht größerer Fleiß, der auf Annehmlichkeiten und Luxus verwandt wird, als in einem Königreich, welches sich mit seinen einheimischen Waren begnügt. Das erstgenannte Königreich ist mächtiger und auch reicher und glücklicher. Die Waren nutzen jedem einzelnen, indem sie Sinne und Geschmack befriedigen. Auch die Öffentlichkeit profitiert, wenn ein größerer Vorrat an Arbeit auf diese Weise für den Fall einer Notlage ange-

häuft wird. Eine größere Zahl von arbeitsamen Männern wird unterhalten und kann im Dienst der Öffentlichkeit eingesetzt werden, ohne daß irgend jemandem die Notwendigkeiten oder sogar die wichtigsten Annehmlichkeiten des Lebens genommen würden.

Beim Studium der Geschichte werden wir feststellen, daß der Außenhandel in den meisten Nationen jeder Verbesserung im inländischen Handwerk voranging und Ursprung des einheimischen Luxus war. Wir sind eher versucht, ausländische Waren zu gebrauchen, die bereits zur Verfügung stehen und völlig neu für uns sind, als irgendwelche einheimischen Waren zu verbessern, die sich stets nur langsam weiter entwickeln lassen und uns niemals durch ihre Neuheit beeindrucken. Es bedeutet also einen hohen Profit, wenn man die Waren, die zu Hause überschüssig sind und keinen Preis erzielen, in fremde Nationen exportiert, deren Boden und Klima für diese Waren ungünstig ist. So lernen die Menschen das Vergnügen des Luxus und den Profit des Handels kennen. Sind ihr Geschmack und ihr Fleiß einmal geweckt, so veranlassen sie die Menschen zu weiteren Verbesserungen in jedem Zweig des Binnen- wie des Außenhandels. Vielleicht ist dies der größte Vorteil, der sich aus dem Handel mit Fremden ergibt. Dieser Handel reißt die Menschen aus ihrem Müßiggang. Er zeigt dem fröhlicheren und wohlhabenderen Teil der Nation Luxusgegenstände, von denen diese Menschen vorher nie geträumt hatten und weckt so in ihnen das Verlangen nach einem prachtvolleren Leben als dem ihrer Vorfahren. Zugleich machen die wenigen Kaufleute, die das Geheimnis des Imports und des Exports kennen, hohe Profite. Durch ihren Reichtum werden sie zu Rivalen des alten Adels und verleiten damit andere Abenteurer, mit ihnen im Handel zu rivalisieren. Diese Künste verbreiten sich bald durch Nachahmung, während das inländische Handwerk dem ausländischen in seinen Verbesserungen nacheifert und jede einheimische Ware soweit wie irgend möglich perfektioniert. Eigenes Eisen und eigener Stahl werden in solch arbeitsamen Händen gleichwertig mit dem Gold und den Rubinen Indiens.

Sind die Angelegenheiten einer Gesellschaft einmal so weit

entwickelt, so kann eine Nation den größten Teil ihres Außenhandels verlieren und dennoch ein großes und mächtiges Volk bleiben. Wenn Fremde uns eine bestimmte Ware nicht mehr abnehmen, müssen wir die Arbeit daran einstellen. Die gleichen Hände werden sich Verbesserungen in anderen Waren zuwenden, für die im Inland Bedarf bestehen könnte. Genug Material zur Bearbeitung wird solange vorhanden sein, bis jeder Besitzende im Staat über so viele einheimische Waren in solcher Vollkommenheit verfügen kann, wie er verlangt: ein Zustand, der völlig unerreichbar ist. China gilt als eines der blühendsten Kaiserreiche der Welt, obwohl es über seine eigenen Grenzen hinaus sehr wenig Handel treibt.

Es wird hoffentlich nicht als überflüssiges Abschweifen betrachtet werden, wenn ich hier feststelle, daß die Vielfalt in den mechanischen Künsten ebenso von Vorteil ist, wie die große Zahl von Personen, die an den Produkten dieser Künste teilhaben. Ein zu starkes Mißverhältnis zwischen den Bürgern schwächt jeden Staat. Wenn möglich, sollte jeder die Früchte seiner Arbeit genießen und dabei alle Notwendigkeiten und viele der Annehmlichkeiten des Lebens besitzen. Niemand wird bezweifeln, daß solche Gleichheit der menschlichen Natur genau entspricht und das Glück der Reichen weniger mindert, als sie das der Armen mehrt. Außerdem vergrößert sie die Macht des Staates, und außerordentliche Steuern und Auflagen werden freudiger gezahlt. Wo aller Reichtum sich auf Wenige verteilt, müssen jene zur Versorgung des öffentlichen Bedarfs sehr stark beitragen. Verteilt sich der Reichtum jedoch auf viele, so drückt die Last nur leicht auf jede einzelne Schulter, und die Steuern machen keinen spürbaren Unterschied in der Lebensführung eines jeden. Die Wenigen, die allen Reichtum besitzen, verfügen außerdem auch über alle Macht und verbünden sich gerne, um die ganze Last auf die Armen zu wälzen und sie noch mehr zu unterdrücken, bis aller Fleiß entmutigt wäre.

Aus diesem Umstand erwächst der große Vorteil, den England gegenüber jeder anderen Nation in der heutigen Welt oder in den Zeugnissen der Geschichte genießt. Es stimmt, daß die Engländer im Außenhandel einige Nachteile durch den hohen Preis für

Arbeit haben, der zum Teil aus dem Reichtum der Handwerker und zum anderen aus dem Überschuß an Geld erwächst. Außenhandel ist jedoch nicht die Hauptsache und mit dem Glück so vieler Millionen daher gar nicht zu vergleichen. Das allein würde nämlich genügen, um den Menschen ihre freie Regierung teuer zu machen. Die Armut der einfachen Leute ist eine natürliche, wenn nicht sogar zwangsläufige Folge absoluter Monarchie, obwohl ich bezweifle, ob im umgekehrten Fall ihr Reichtum tatsächlich immer eine Folge der Freiheit ist. Freiheit kann diesen Effekt nicht ohne bestimmte Zufälle und eine bestimmte Denkungsart haben. Lord Bacon schreibt die großen Vorteile, die die Engländer in ihren Kriegen gegen die Franzosen errangen, hauptsächlich der größeren Bequemlichkeit und dem Wohlstand des gemeinen Volkes in England zu, obwohl die Regierungen beider Königreiche sich zu der Zeit sehr stark glichen. Wo Arbeiter und Handwerker gewohnt sind, für niedrige Löhne zu arbeiten und nur einen geringen Teil der Früchte ihrer Arbeit zu behalten, können sie auch in einer freien Regierung nur unter Schwierigkeiten ihre Lage verbessern oder sich für eine Erhöhung ihrer Löhne verbünden. Doch auch wenn Arbeiter und Handwerker an eine bessere Lebensführung gewöhnt sind, können die Reichen sich in einer willkürlichen Regierung leicht gegen sie verbünden, um die Last der Steuern auf ihre Schultern zu wälzen.

Es mag merkwürdig erscheinen, wenn ich behaupte, daß die Armut der einfachen Leute in Frankreich, Italien und Spanien in gewisser Hinsicht auf den reichhaltigen Boden und das glückliche Klima zurückzuführen ist. Es fehlt jedoch nicht an Gründen, die dieses Paradox erklären. In so reichhaltigem Boden wie dem der südlicheren Regionen ist Landwirtschaft keine große Kunst, und ein Mann kann mit zwei schlechten Pferden in einer Saison soviel Boden kultivieren, daß dessen Besitzer einen ansehnlichen Pachtzins erhält. Die ganze Kunst des Bauern besteht darin, den Boden ein Jahr lang brachliegen zu lassen, sobald dieser erschöpft ist, und die Sonnenwärme sowie das warme Klima werden den Boden anreichern und wieder fruchtbar machen. Diese armen Bauern erhalten daher für ihre Arbeit nur den

bloßen Unterhalt. Sie haben keine Güter⁸ oder Reichtum, um einen Anspruch auf mehr zu begründen. Zugleich sind sie für immer von ihrem Grundherrschaft abhängig, der keine Pachtverträge ausstellt und auch nicht fürchten muß, daß sein Land durch schlechte Methoden der Kultivierung verdorben wird. Der reichhaltige, doch rauhe Boden Englands ergibt nur geringen Ertrag, wenn er nicht mit hohen Kosten und auf eine Art kultiviert wird, die erst im Verlauf mehrerer Jahre den vollen Profit erbringt. Ein Bauer in England muß daher bedeutende Güter und einen langfristigen Pachtvertrag haben, die anteilige Profite einbringen. Die schönen Weinberge der Champagne oder Bourgogne tragen dem Grundherrschaft häufig fast fünf Pfund pro Morgen ein und werden von Landarbeitern kultiviert, die kaum genug Brot haben, und zwar deshalb, weil sie kein Gut außer ihren Gliedmaßen und landwirtschaftlichem Werkzeug brauchen, das sie für zwanzig Schilling kaufen können. Die Bauern in diesen Ländern leben im allgemeinen in besseren Umständen. Von allen, die mit der Kultivierung des Bodens beschäftigt sind, leben die Viehzüchter am angenehmsten. Die Ursache ist auch hier die gleiche. Der Profit der Menschen muß im Verhältnis zu ihren Kosten und ihrem Risiko stehen. Wo ein so beträchtlicher Teil der arbeitenden Armen, nämlich Bauern und Landarbeiter, in sehr schlechten Umständen leben, muß der gesamte Rest an deren Armut teilhaben, unabhängig davon, ob die Regierung dieser Nation monarchisch oder republikanisch ist.

Auch in Hinsicht auf die allgemeine Geschichte der Menschheit läßt sich eine ähnliche Anmerkung machen. Warum hat kein Volk der Tropen bisher irgendeine Kunst oder gute Umgangsfor-

⁸ [Im englischen Original heißt es hier und in den folgenden Sätzen »stock or riches«, »considerable stock and a long lease« bzw. »no stock but their own limbs«. Damit kann sowohl Bestand an Geräten und Tieren, Arbeitskraft, also Produktionsmittel, gemeint sein als auch Kapitalien und Besitz (an Land oder Geschäftsanteilen), der Einkünfte erbringt. Es lassen sich jedoch keine Hinweise darauf finden, daß »stock« mit »Verlag« zu übersetzen ist, wie bei C. J. Kraus zu lesen (vgl. David Hume's politische Versuche, von neuem aus dem Englischen Übersetzt von C. J. Kraus, Königsberg 1800, hier Seiten 29 und 30).]

men oder auch nur eine Verfassung für eine Regierung und eine Art militärischer Disziplin entwickelt, während nur wenige Nationen in den gemäßigten Klimazonen keinen einzigen dieser Vorteile genießen? Wahrscheinlich ist die warme und gleichmäßige Witterung in diesen heißen Gebieten eine Ursache für dieses Phänomen. Häuser und Kleidung werden für die Einwohner eher entbehrlich und beseitigen dadurch teilweise jenen Zwang, der Fleiß und Erfindungsgabe stark anspornt. *Curis acuens mortalia corda*.⁹ Ganz zu schweigen davon, daß in einem Volk wahrscheinlich umso weniger Streitereien ausbrechen, je weniger Güter und Eigentum dieser Art es besitzt. Umso entbehrlicher sind dann auch eine feste Verfassung oder geregelte Autorität zum Schutz und zur Verteidigung gegen fremde Feinde oder voreinander.

⁹ [»... und schärfte den menschlichen Geist an der Sorge Wetzstein«. Vergil, Landleben, 1. Buch, 2. 123–124. Übersetzung zitiert nach: Vergil, Landleben, *Bucolica*, *Georgica*, *Catallpton*, Lateinisch und deutsch, hrsg. von J. Götte, Ansbach 1949, hier S. 64/65.]

Über Verfeinerung in den Künsten¹

Luxus ist ein Begriff von unsicherer Bedeutung und kann im guten wie im schlechten Sinne verstanden werden. Im allgemeinen bezeichnet er große Verfeinerung in Bezug auf die Befriedigung der Sinne, die in jedem Maß der Zeit, dem Land oder der persönlichen Situation entsprechend harmlos oder tadelnswert sein kann. Die Grenzen zwischen Tugend und Laster können hier ebenso wenig genau festgelegt werden, wie in anderen Themen der Moral. Die Vorstellung, daß die Befriedigung eines Sinnes oder der Genuß erlesener Fleischgerichte, Getränke oder Kleidung an sich schon ein Laster sein könnte, wird niemandem in den Kopf kommen, der nicht von enthusiastischem Wahn verwirrt wäre. Tatsächlich habe ich von einem Mönch im Ausland gehört, dessen Zellenfenster eine herrliche Aussicht bot und der deshalb einen Bund mit seinen Augen schloß, niemals in diese Richtung zu schauen oder eine solch sinnliche Befriedigung zu erfahren. Und nichts anderes bedeutet das Verbrechen, Champagner oder Burgunder zu trinken und diese Ale oder Porter vorzuziehen. Diese Genüsse sind nur lasterhaft, wenn sie auf Kosten einer Tugend wie Liberalität oder Wohltätigkeit verfolgt werden. Ebenso sind sie töricht, wenn ein Mann dafür sein Vermögen vergeudet und sich zu Not und Bettelei erniedrigt. Wenn keine Tugend beeinträchtigt wird und genug übrigbleibt, um für Freunde, Familie und jedes geeignete Objekt für Großzügigkeit und Mitgefühl zu sorgen, so sind sie vollkommen harmlos und zu allen Zeiten von fast allen Moralisten so bewertet worden. Ausschließliche Beschäftigung mit dem Luxus der Tafel ohne jeden Gefallen an den Freuden des Ehrgeizes, des Studiums oder der Konversation ist ein Zeichen von Dummheit und unvereinbar mit jeder Energie des Gemütes oder des Geistes. Beschränkt man seine Ausgaben ohne Rücksicht auf Freunde oder Familie ausschließlich auf solche Befriedigungen, so zeigt man damit ein

¹ In den Ausgaben H-M ist dieser Essay betitelt: »Über Luxus«.

Herz ohne jede Menschlichkeit und jedes Wohlwollen. Nimmt ein Mann sich jedoch genug Zeit für alle lobenswerten Vorhaben und verwendet genug Geld auf alle wohltätigen Zwecke, so ist er frei von jedem Schatten der Schuld und des Vorwurfs.

Luxus kann entweder als harmlos oder als tadelnswert gelten, und man kann sich daher von den lächerlichen Meinungen überraschen lassen, die dazu geäußert worden sind. Männer mit freiheitlichen Prinzipien loben sogar lasterhaften Luxus und bezeichnen ihn als sehr vorteilhaft für die Gesellschaft², während andererseits Männer von strenger Moral sogar den harmlosesten Luxus verurteilen und ihn als Quelle aller Verdorbenheit, Unruhen und Faktionen bezeichnen, die mit einer bürgerlichen Regierung verbunden sind. Wir wollen hier versuchen, diese beiden Extreme zu korrigieren, indem wir erstens beweisen, daß die Epochen der Verfeinerung sowohl die glücklichsten als auch die tugendhaftesten sind, und zum zweiten, daß Luxus, der nicht mehr harmlos ist, auch aufhört, nützlich zu sein und eine schädliche, wenn auch nicht die schädlichste Eigenschaft für politische Gesellschaft ist, sobald man ihn etwas zu weit treibt.

Zum Beweis des ersten Punktes müssen wir nur die Auswirkungen der Verfeinerung auf das private wie auf das öffentliche Leben betrachten. Menschliches Glück hat nach den populärsten Begriffen anscheinend drei Bestandteile: Aktivität, Vergnügen und Trägheit. Zwar sollten diese Bestandteile in verschiedenen Mengen je nach der besonderen Veranlagung der Person gemischt sein, doch darf kein Bestandteil völlig fehlen, ohne daß der Geschmack der ganzen Komposition in mancher Hinsicht zerstört würde. Es scheint, daß Trägheit oder Erholung allein nicht viel zu unserem Genuß beitragen, doch sind sie – wie Schlaf – unerläßlich als Nachgiebigkeit gegenüber der Schwäche der menschlichen Natur, die keinen ununterbrochenen Lauf der Geschäfte oder des Vergnügens ertragen könnte. Jener schnelle Lauf der Lebensgeister, der einen Mann ablenkt und in erster Linie Befriedigung gewährt, erschöpft schließlich den Geist und

² [Anspielung auf Mandeville's »Bienenfabel«, vgl. »Über Würde und Gemeinheit der menschlichen Natur«, Anm. 4).]

macht einige Erholungspausen nötig, die zwar einen Moment lang angenehm sind, aber auf Dauer zu Mattigkeit und Lethargie führen, die alles Vergnügen zerstören. Erziehung, Vorbild und Gewohnheit haben großen Einfluß auf den Verstand bei der Wahl einer dieser Verhaltensweisen, und man sollte festhalten, daß sie das menschliche Glück insoweit fördern, als sie einen Durst nach Taten und Verlangen nach Aktivität und Vergnügen erzeugen. In Zeiten der Blüte von Gewerbe und Künsten sind die Menschen ständig beschäftigt und genießen zur Belohnung die Beschäftigung selbst und jene Annehmlichkeiten, welche die Früchte ihrer Arbeit sind. Der Verstand schöpft neue Energie, vermehrt seine Kraft und seine Fähigkeiten und befriedigt durch Gewissenhaftigkeit in ehrlichem Gewerbe nicht nur seine natürlichen Bedürfnisse, sondern verhindert auch das Wachsen unnatürlicher, die im allgemeinen entstehen, wenn Muße und Faulheit ihnen Nahrung geben. Werden diese Künste aus der Gesellschaft verbannt, nimmt man den Menschen sowohl die Aktivität als auch das Vergnügen und läßt ihnen statt dessen nichts als Trägheit. Damit zerstört man sogar den Genuß der Trägheit, die nur angenehm ist, wenn sie auf Arbeit folgt und die Lebensgeister weckt, die durch zuviel Mühe und Anstrengung erschöpft waren.

Ein anderer Vorteil von Gewerbe und Verbesserungen in den mechanischen Künsten besteht darin, daß sie im allgemeinen Verbesserungen in den freien Künsten bewirken. Auch können die einen nicht vervollkommen werden, ohne in gewissem Umfang von den anderen begleitet zu werden. Ein Jahrhundert, das große Philosophen und Politiker, anerkannte Generäle und Poeten hervorbringt, hat gewöhnlich auch geschickte Weber und Schiffszimmerleute im Übermaß. Wir können nicht ernsthaft erwarten, daß ein Stück Wollstoff in einer Nation zu Vollkommenheit gebracht werden könnte, die nichts über Astronomie weiß oder in der die Ethik vernachlässigt wird. Der Zeitgeist beeinflußt alle Künste, und sind die Menschen einmal aus ihrer Lethargie erwacht und ihr Verstand beginnt zu gären, so wendet er sich nach allen Seiten und schafft Verbesserungen in jeder Kunst und Wissenschaft. Totale Unwissenheit wird völlig verbannt und

die Menschen genießen das Privileg rationaler Geschöpfe, die Annehmlichkeiten des Verstandes ebenso zu kultivieren wie die des Körpers.

Je größere Fortschritte diese feinen Künste machen, desto geselliger werden die Menschen. Einmal durch Wissenschaft bereichert und mit einem Grundstock an Konversation, ist es ihnen unmöglich, weiter mit ihrem Dasein in Einsamkeit zufrieden zu sein oder in solcher Entfernung zu ihren Mitbürgern zu leben, wie es in unwissenden und barbarischen Nationen üblich ist. Sie strömen in die Städte, und sie lieben es, Wissen zu erlangen und zu vermitteln, ihren Verstand oder ihre Lebensart, ihren Geschmack in der Konversation oder Lebensführung, in Kleidung oder Möbeln zu beweisen. Neugier bewegt die Weisen, Eitelkeit die Dummen und Vergnügen beide. Besondere Clubs und Gesellschaften werden überall gegründet, beide Geschlechter pflegen ungezwungenen und geselligen Umgang, und die Gemüter der Menschen verfeinern sich in gleichem Maße wie ihr Benehmen. So empfinden sie zwangsläufig neben den Verbesserungen, die sie durch Bildung und die freien Künste erfahren haben, schon allein durch die Gewohnheit der Konversation auch mehr Menschlichkeit und tragen damit gegenseitig zu Vergnügen und Unterhaltung bei. Gewerbe, Bildung und Menschlichkeit sind also durch eine untrennbare Kette verbunden und gelten aus Erfahrung wie aus Vernunftgründen als besondere Kennzeichen der kultivierteren oder – wie man im allgemeinen sagt – der luxuriöseren Epochen.

Auch sind diese Vorteile nicht von Nachteilen begleitet, die mit ihnen zu vergleichen wären. Je mehr die Menschen das Vergnügen kultivieren, desto weniger frönen sie Ausschweifungen jeder Art, denn nichts zerstört das wahre Vergnügen mehr als solche Ausschweifungen. Man kann mit Sicherheit feststellen, daß die Tataren sich häufiger tierischer Gefräßigkeit schuldig machen, wenn sie ihre toten Pferde verspeisen, als die europäischen Höflinge mit all ihren Feinheiten der Kochkunst. Während freie Liebe oder sogar eheliche Untreue in kultivierten Epochen häufiger vorkommen und dann nur als ein Beispiel von Galanterie betrachtet werden, ist andererseits Trunkenheit sehr viel

weniger verbreitet, und dieses Laster ist abscheulicher und schädlicher für Geist und Körper. In dieser Sache verweise ich nicht nur auf einen Ovid³ oder einen Petronius⁴, sondern auch auf einen Seneca⁵ oder einen Cato⁶. Wir wissen, daß Caesar während der Verschwörung des Catilina gezwungen war, Cato ein billet-doux zu übergeben, wodurch eine Affäre mit Servilia, Catos eigener Schwester aufgedeckt wurde. Jener gestrenge Philosoph warf es Caesar mit Entrüstung zurück und nannte ihn in der Bitterkeit seines Zorns einen Trunkenbold. Dies war ein noch größeres Schimpfwort als jenes, das er ihm gerechterweise hätte vorwerfen können.

Gewerbe, Bildung und Menschlichkeit sind jedoch nicht nur im Privatleben vorteilhaft. Ihr nützlicher Einfluß erstreckt sich auch auf die Öffentlichkeit und macht die Regierung ebenso groß und blühend wie einzelne glücklich und wohlhabend. Die Zunahme und der Verbrauch aller Waren, die zur Zierde und Annehmlichkeit des Lebens dienen, ist für die Gesellschaft vorteilhaft. Sie vermehren nämlich nicht nur jene harmlosen Befriedigungen für einzelne, sondern sind zugleich auch ein Vorratslager für Arbeit, die in Notlagen des Staates in den Dienst der Öffentlichkeit gestellt werden kann. In einer Nation, in der es für solche Überflüssigkeiten keine Nachfrage gibt, versinken die Menschen in Trägheit, verlieren alle Lebensfreude und sind

³ [Ovid (43 v. Chr.–18/17 n. Chr.), römischer Dichter erotischer Literatur, wurde durch kaiserliche Kabinettsorder aufgrund seiner Verwicklung in einen Sittenskandal ans Schwarze Meer verbannt.]

⁴ [Gaius Petronius (gest. 66 n. Chr.), genannt *Arbiter elegantiarum* (Schiedsrichter des feinen Geschmacks), röm. Schriftsteller am Hofe Neros, der sich nach Beteiligung an einer Verschwörung das Leben nahm.]

⁵ [Lucius Annaeus Seneca (4 v. Chr.–65 n. Chr.), römischer Dichter, Philosoph und Politiker, beging Selbstmord nach Fehlschlag einer Verschwörung gegen Nero, an der er beteiligt war.]

⁶ [Marcus Portius Cato (234–149 v. Chr.), Politiker und Schriftsteller, trat immer wieder für die Erhaltung altrömischer Sitten und gegen das Eindringen des Hellenismus ein.]

nutzlos für das Gemeinwesen, das mit dem Fleiß solch fauler Mitglieder Flotten und Armeen nicht unterhalten kann.

Die Grenzen aller europäischen Königreiche verlaufen gegenwärtig fast genauso wie vor zweihundert Jahren. Doch wie unterschiedlich sind Macht und Größe dieser Königreiche, die nichts anderem als der Ausdehnung von Künsten und Gewerbe zuzuschreiben sind? Als Karl VIII. von Frankreich in Italien einmarschierte⁷, brachte er ungefähr 20 000 Mann mit, doch erschöpfte diese Rüstung die Nation derart, wie uns Guicciardin⁸ berichtet, daß es mehrere Jahre lang keine so große Anstrengung mehr machen konnte. Der letzte König von Frankreich zahlte zu Kriegszeiten Sold an mehr als 400 000 Mann⁹, obwohl er vom Tod Mazarins bis zu seinem eigenen eine Reihe von Kriegen führte, die fast dreißig Jahre dauerten.

Gewerbe wird sehr gefördert durch die Bildung, die mit jeder Epoche der Kunst und Verfeinerung untrennbar verbunden ist. Andererseits ermöglicht diese Bildung Gemeinwesen den größten Vorteil aus dem Fleiß seiner Mitglieder zu ziehen. Gesetze, Ordnung, Verfassung, Disziplin: Sie alle können niemals zu einem Grad von Vollkommenheit entwickelt werden, bevor der menschliche Verstand sich nicht durch Übung und Manufaktur verfeinert hat. Können wir erwarten, daß ein Volk eine Regierung gut bilden wird, wenn es nicht einmal ein Spinnrad bauen oder einen Webstuhl vorteilhaft einsetzen kann? Ganz zu schweigen davon, daß alle ungebildeten Epochen von Aberglaube besessen sind, der die Regierung aus der Bahn wirft und die Menschen bei der Verfolgung ihrer Interessen und ihres Glücks stört.

⁷ [Karl VIII. von Frankreich (1470–1498), seit 1483 König von Frankreich. Unternahm 1494/95 einen Feldzug nach Italien, um die Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel zu sichern, was mißlang. Er war der letzte Valois auf Frankreichs Thron.]

⁸ [Francesco Guicciardini (1483–1540), Zeitgenosse von Machiavelli, Politiker, Jurist und Geschichtsschreiber in Florenz; Hauptwerk: ›Storia d'Italia‹, erste Geschichte von ganz Italien.]

⁹ In der Inschrift auf dem Place-de-Vendome wird von 440 000 Mann gesprochen.

Kenntnisse in der Regierungskunst erzeugen naturgemäß Milde und Mäßigung, denn sie beweisen den Menschen die Vorteile humaner Maximen gegenüber Härte und Strenge, die Untertanen zur Rebellion treiben und eine Rückkehr zu Gehorsam unmöglich machen, indem sie alle Hoffnung auf Begnadigung zerstören. Werden die Gemüter der Menschen ebenso besänftigt wie sich ihr Wissen verbessert, erscheint diese Menschlichkeit in noch besserem Licht und ist die wichtigste Eigenschaft, die eine zivilisierte Epoche von Zeiten der Barbarei und Unwissenheit unterscheidet. Faktionen sind dann weniger unversöhnlich, Revolutionen weniger tragisch, Autorität weniger streng und Aufstände weniger häufig. Sogar ausländische Kriege verlieren an Grausamkeit, und nach der Schlacht, in der Ehre und Interesse die Männer gegen Mitgefühl ebenso wie gegen Furcht stählen, legen die Kombattanten das Bestialische ab und werden wieder zu Menschen.

Auch müssen wir nicht befürchten, daß die Menschen zusammen mit ihrer Aggressivität auch ihren kriegesischen Geist verlieren und weniger unerschrocken in der Verteidigung ihres Landes oder ihrer Freiheit werden. Die Wirkung der Künste ist weder für den Geist noch für den Körper so strapazierend. Gewerbe, ihr untrennbarer Partner, gibt vielmehr beiden neue Kraft. Und verliert Zorn, den man den Wetzstein des Mutes nennt, durch Kultur und Verfeinerung etwas von seiner Schärfe, so gewinnt ein Gefühl der Ehre neue Energie durch jene Erhebung des Geistes aufgrund von Bildung und guter Erziehung. Dieses Gefühl ist zudem ein stärkeres, länger anhaltendes und besser beherrschbares Prinzip. Hinzu kommt noch, daß Mut niemals dauerhaft oder überhaupt von Nutzen sein kann, wenn er nicht von Disziplin und Kriegskunst begleitet wird, die in einem barbarischen Volk selten anzutreffen sind. In der Antike bemerkte man, daß Datames¹⁰ der einzige Barbar gewesen sei,

¹⁰ [Datames war persischer Satrap (im 4. Jhdt. v. Chr.), der eine Vielzahl von Kriegen erfolgreich führte, bis er wegen Aufsässigkeit vom Großkönig Artaxerxes ermordet wurde.]

der jemals die Kriegskunst beherrscht habe. Als Pyrrhus¹¹ sah, wie die Römer ihre Armee kunstvoll und mit einigem Geschick in Stellung brachten, sagte er: »Diese Barbaren haben in ihrer Disziplin nichts Barbarisches!« Es ist bemerkenswert, daß die alten Römer, die sich nur der Kriegsführung widmeten, fast das einzige unzivilisierte Volk waren, das jemals militärische Disziplin besaß. Ebenso sind die modernen Italiener das einzige zivilisierte Volk unter den Europäern, dem jemals Mut und Kriegsgeist fehlten. Wer diese Unmännlichkeit der Italiener ihrem Luxus, ihrer Kultur oder ihrem Eifer in den Künsten zuschreibt, sollte nur bedenken, daß die Tapferkeit der Franzosen und Engländer ebenso unvergleichlich ist wie ihre Liebe zu den Künsten und ihr gewissenhafter Eifer im Handel. Die italienischen Historiker geben uns eine befriedigendere Erklärung für die Degeneration ihrer Landsleute. Sie zeigen uns, daß alle italienischen Herrscher sofort das Schwert fallen ließen, während die venezianische Aristokratie argwöhnisch gegenüber ihren Untertanen war, die florentinische Demokratie sich ausschließlich dem Handel widmete, Rom von Priestern und Neapel von Frauen regiert wurden. So wurde Krieg zum Geschäft der Söldner, die sich gegenseitig verschonten und zum Erstaunen der Welt einen ganzen Tag lang eine sogenannte Schlacht schlagen konnten und ohne das geringste Blutvergießen nachts in ihre Lager zurückkehrten.

Vor allem das Beispiel des antiken Rom hat strenge Moralisten veranlaßt, sich gegen Verfeinerung in den Künsten auszusprechen. Rom verband Tugend und Gemeinsinn mit seiner Armut und Ungeschliffenheit und erreichte damit überraschende Höhen der Größe und Freiheit. Nachdem es jedoch in seinen eroberten Provinzen¹² asiatischen Luxus kennengelernt hatte,

¹¹ [Pyrrhus (319/18–272 v. Chr.), König der Molosser und Hegemon in Epirus, trieb erfolgreich kriegerische Expansionspolitik, siegte gegen die Römer in Süditalien unter so vielen eigenen Verlusten (Pyrrhussieg!), daß er sich wieder nach Griechenland zurückziehen mußte.]

¹² *In den Ausgaben H–K heißt es: »griechischen und asiatischen Luxus«.*

verfiel es jeder Art der Verdorbenheit, und daraus entstanden Aufstände und Bürgerkriege, die schließlich den totalen Verlust der Freiheit bedeuteten. Alle lateinischen Klassiker, die wir in unserer Kindheit lesen, sind voll von diesen Ansichten und schreiben sämtlich den Ruin ihres Staates den Künsten und Reichtümern des Ostens zu. Sallust nennt den Gefallen an Malelei ein ebenso großes Laster wie Liederlichkeit und Trunksucht. Diese Empfindungen waren in der späteren Zeit der Republik so verbreitet, daß der Autor die alte, strenge römische Tugend überschwenglich lobt, obwohl er selbst das unerhörteste Beispiel von Luxus und Verdorbenheit bot. Er spricht voller Verachtung von der griechischen Redekunst, obwohl er der eleganteste Autor der Welt war und gebraucht zu diesem Zweck sogar absurde Gedankensprünge und Tiraden, obwohl er ein Vorbild an Geschmack und Korrektheit war.

Es ließe sich jedoch leicht beweisen, daß diese Autoren die Ursache der Unruhen im römischen Staat verkannten und Luxus und Künsten zuschrieben, was tatsächlich aus einer schlecht gebildeten Regierung und unbegrenzten Eroberungen entstand.¹³ Verfeinerungen im Vergnügen und den Annehmlichkeiten des Lebens erzeugen nicht von Natur aus Korruption und Verdorbenheit. Der Wert, den die Menschen einem bestimmten Vergnügen beimessen, ist von Erfahrung und Vergleich abhängig. Auch ist ein Gepäckträger nicht weniger gierig nach Geld, das er für Schinken und Brandy ausgibt, als ein Höfling, der dafür Champagner und Ammern kauft. Reichtum ist zu jeder Zeit und für alle Menschen wertvoll, denn er erkaufte stets die Annehmlichkeiten, an die die Menschen gewöhnt sind und die sie sich wünschen. Die Liebe zum Geld kann außerdem nur durch einen Sinn für Ehre und Tugend eingedämmt und kontrolliert werden, der zwar nicht zu allen Zeiten gleich entwickelt ist, doch naturgemäß in den Epochen der Bildung und Verfeinerung am stärksten sein wird.

Von allen europäischen Königreichen sind anscheinend in Po-

¹³ In den Ausgaben H-M heißt es: »Luxus oder Verfeinerung im Vergnügen erzeugen...«

len die Kunst des Krieges wie die des Friedens, die mechanischen wie die freien Künste am mangelhaftesten entwickelt, obwohl gerade dort die stärkste Korruption und Verdorbenheit herrschen. Die Adligen haben scheinbar ihr Recht auf Wahl des Königs nur behalten, um es regelmäßig an den Meistbietenden zu verkaufen. Dies ist beinah die einzige Art des Handels, die dieses Volk kennt.

Die Freiheiten Englands sind weit davon entfernt, seit den Verfeinerungen in den Künsten zu verfallen und haben vielmehr niemals stärker geblüht als zu jener Zeit. Wenn vielleicht auch die Korruption in den letzten Jahren zugenommen hat, so ist dies in erster Linie unserer etablierten Freiheit zuzuschreiben, angesichts der unsere Fürsten festgestellt haben, daß sie unmöglich ohne Parlamente regieren und diese mit dem Gespenst der Prärogative nicht mehr schrecken können. Ganz zu schweigen davon, daß diese Verdorbenheit oder Korruption bei den Wählern viel stärker herrscht als bei den Gewählten und daher gerechterweise nicht Verfeinerungen im Luxus zugeschrieben werden kann.

Betrachten wir die Angelegenheit im richtigen Licht, so werden wir feststellen, daß Fortschritt in den Künsten vielmehr vorteilhaft für die Freiheit ist und von Natur aus eine freie Regierung erhält, wenn nicht sogar erzeugt. In primitiven, unkultivierten Nationen werden die Künste vernachlässigt, alle Arbeit wird auf die Bestellung des Bodens verwandt und die ganze Gesellschaft ist in zwei Klassen geteilt, die Landbesitzer und deren Vasallen oder Pächter. Letztere sind zwangsläufig abhängig und zu Sklaverei und Unterwerfung bestimmt, vor allem wenn sie keine Reichtümer besitzen und nicht wegen ihrer Kenntnisse in der Landwirtschaft geschätzt werden, was stets der Fall sein wird, wenn die Künste vernachlässigt werden. Die erstgenannten erheben sich naturgemäß zu kleinen Tyrannen, und müssen sich um des Friedens und der Ordnung willen entweder einem absoluten Herrn unterwerfen, oder wie die Barone¹⁴ in der Antike zum Erhalt ihrer Unabhängigkeit Fehden und Streitigkeiten

¹⁴ In den Ausgaben H-N heißt es: »die gothischen Barone«.